

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 4

Artikel: Die fünf schönsten Tage meines Lebens
Autor: Hilb, Liselotte
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070684>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



von LISELOTTE HILB

In der dritten Sekundarklasse mußten wir einen Aufsatz machen: «Welches war der schönste Tag meines Lebens?» Ich beschrieb einen Ausflug auf das Rütli, der mich sehr beeindruckt hatte. Würde man mir heute wiederum die gleiche Frage stellen, so würde ich ohne Zögern antworten: «Der 6. November 1951, oder vielmehr die fünf Tage vom 6. bis zum 10. November 1951.» Das waren die Tage, als ich in den Elendsgebieten Nordgriechenlands als Delegierte des Schweizerischen Arbeiterhilfswerkes 352 schweizerische Ziegen an Kriegswitwen und -waisen verteilte. Die Aktion «Schweizer Ziegen» war bis jetzt auch gleichzeitig der Höhepunkt meiner beruflichen Tätigkeit.

Ein Aufstieg, aber kein meteorhafter

Der Außenstehende stellt sich gerne vor, die Tätigkeit einer Mitarbeiterin eines internationalen Hilfswerkes bestehe hauptsächlich darin, fremde Länder zu bereisen und in dramatischer Weise, umjubelt von der Bevölkerung, als gütige Fee Geschenke auszuteilen. Die Wirklichkeit zeigt aber für die meisten Angestellten ein ganz anderes Bild, vor allem am Anfang ihrer Laufbahn. Das führt zu vielen Enttäuschungen. Wenigstens bei mir war das der Fall. Nachdem ich im

Frühjahr 1940 die Handelsschule abgeschlossen hatte, bot ich dem Schweizer Hilfswerk für Emigrantenkinder meine Dienste an. Ich tat das, weil ich an Büroarbeit nicht die geringste Freude hatte und der Ansicht war, hier hätte ich nun Gelegenheit, Kinder zu betreuen. Das aber erwies sich als Illusion. Auch Hilfswerke sind Geschäftsbetriebe, wenn auch mit besonderer Zielsetzung. Korrespondenz ist Korrespondenz, Ablegen ist Ablegen, Buchhaltung ist Buchhaltung und Lagerkontrolle ist Lagerkontrolle, ob es sich um das Rote Kreuz handelt oder um ein Eisenwarengeschäft.

Aber nicht nur in bezug auf die Arbeit erlebte ich eine Enttäuschung, sondern auch in bezug auf das Salär.

«Wir stellen Sie gerne an, aber natürlich ehrenamtlich», sagte mir die freundliche Leiterin der Personalabteilung.

«Ja, selbstverständlich ehrenamtlich», antwortete ich.

Unglaublich, aber wahr: Ich war damals so naiv, daß ich das Wort «ehrenamtlich» nicht kannte. Ich wußte nicht, daß das heißt ohne Bezahlung, sondern war der Ansicht, das bedeutet «in bürgerlichen Ehren und Rechten stehend».

Der größte Teil der Mitarbeiter der Hilfswerke arbeitete damals, ohne einen Lohn zu

beziehen. Das System hat sich aber nicht bewährt. Eine rechte Arbeit verlangt einen rechten Lohn, sonst wird zuwenig geleistet, und man hat auch zuviel Wechsel. Auch bei Wohltätigkeitsinstitutionen kommen anständig bezahlte Mitarbeiter auf die Dauer am billigsten.

Nun, mit der Zeit erhielt ich dann ein angemessenes Salär und kam auch in Kontakt mit Kindern, die wir zu betreuen hatten. Als nach sieben Jahren das Kinderhilfswerk aufgelöst wurde, hatte ich jedenfalls so Freude an meinem Beruf, daß ich zur Europahilfe übertrat, wo ich vorerst wiederum Sekretariatsarbeiten zu erledigen hatte. Dort kam nun meine große Chance. Eines schönen Tages fragte man mich, ob ich Lust hätte, den Posten einer Delegierten in Griechenland zu übernehmen. Das war im Jahre 1949. Selbstverständlich sagte ich mit tausend Freuden zu. Meine Aufgabe bestand darin, zusammen mit einer Kollegin den am meisten zerstörten Gegenden in Mazedonien Hilfe zu bringen.

Griechenland ist wahrscheinlich das europäische Land, das am meisten durch den Krieg gelitten hat. Zuerst kämpften die Griechen heldhaft gegen die Italiener. Als diese das kleine, aber außerordentlich freiheitsliebende und tapfere Volk nicht besiegen konnten, kamen ihnen die Deutschen zu Hilfe. Kurz nach der Befreiung durch die Engländer kam es zum Bürgerkrieg, der 1946—1949 dauerte und mit furchtbarer Erbitterung geführt wurde. An die 1000 Dörfer in Nordgriechenland wurden zerstört, viele Männer fielen im Kampf, und die Frauen und Kinder blieben in den Ruinen zurück.

Etwas vom Schwierigsten war der Wassermangel. Viele Frauen mußten das Wasser einen Kilometer weit holen.

Die Europahilfe lieferte nun den Frauen das Material zum Spinnen und Weben und kaufte ihnen die fertigen Woll- und Baumwollstoffe ab. Desgleichen besorgte sie das Rohmaterial für Schuhe, und meine Aufgabe war nun, in den besonders schwer heimgesuchten Dörfern den Kindern Stoffe und Schuhe zu verteilen.

Der Transport erfolgte mit einem Lastwagen. Oft fehlte es aber an Straßen, so daß ich Fußmärsche von einem oder zwei Tagen unternehmen mußte, um an den Bestimmungsort zu gelangen. Die Ware wurde dann auf Maultiere geladen. Einmal hatte ich sechzehn Tiere zur Verfügung.

Der Schwache ist am mächtigsten allein

Noch machten Partisanen die Gegend unsicher, und die griechische Regierung anerbot sich deshalb, mich durch einen bewaffneten Soldaten oder Polizisten begleiten zu lassen. Ich lehnte dieses Angebot aber ab. Und ich glaube, diesem Umstand habe ich es zu verdanken, daß ich nie angegriffen wurde. Zerstreute Partisanen machen sich nichts daraus, einen Lastwagen anzugreifen, auf dem ein Soldat mit einem Gewehr sitzt, ja ein solcher Angriff kommt ihnen vielleicht gar als eine Heldentat vor. Bei einer unbewaffneten Frau aber haben sie Hemmungen; denn auch die kommunistischen Partisanen waren ja schließlich keine Berufsverbrecher. «Der Schwache ist am mächtigsten allein.»

Aus ähnlichen Erwägungen lehnte ich es ab, eine Uniform zu tragen, auf welche die Delegierten Anspruch haben, obschon die Uniformen sehr flott, chic und eindrucksvoll sind. Aber eine Uniform erweckt immer Widerstand. Uniformen verkörpern die Staatsgewalt, und man hat viel weniger Bedenken, den Staat zu übervorteilen als einen privaten Menschen. Ich trug statt dessen meistens ein Baumwollkleid aus handgewobenen griechischen Stoffen, mit breiten Streifen, wie es die Bäuerinnen selbst trugen. Diese Geste freute sie, denn die Griechen sind sehr stolz.

Die Kunst des Gebens

Man liest viel über die Verschlagenheit der Griechen. Ich habe darunter nie zu leiden gehabt, sondern im Gegenteil die Griechen nicht nur als ein arbeitsames, sondern auch als außerordentlich ehrliches Volk kennen gelernt.

Man kann aber mit ihnen nur dann gute Beziehungen haben, wenn man ihre Eigenart achtet. Vor allem muß man ihren Stolz respektieren. Eine Mitarbeiterin machte einmal unsern Chauffeur, einem Bauernburschen, wegen eines begangenen Fehlers in Anwesenheit einer größeren Anzahl Zuschauer einige milde Vorwürfe. Der Mann wurde dadurch so beleidigt, daß er lange kein Wort sprach.

Erst am andern Tag sagte er: «Das hätten Sie nicht tun sollen. Ein Grieche würde das nicht machen.» Er hatte recht. Die Griechen regen sich sehr rasch auf, sie gestikulieren und schreien, aber es würde nie vorkommen, daß einer einen andern in Gegenwart von Drittpersonen ausschilt.

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Chrööli

Wie Ferien und Zuckerbücheli, so gehörte *Chrööli* zu den Zauberwörtern, die vor Jahren unsere Herzen höher schlagen ließen. Heute ist das *Chrööli* (eine Form, die den Ursprung leichter erkennen läßt, ist *Chröömli*) weitgehend vom Gutsli verdrängt. Das Wort *Chrööli* hat eine jahrhundertealte Geschichte. Ein *Chram* oder *Kram* war ursprünglich das mächtige Tuch, welches den Wagen des fahrenden Händlers deckte. Wollte dieser Händler seine Waren zum Verkauf auslegen, errichtete er einen Verkaufsstand, den er mit einem ähnlichen Tuch deckte; die Bezeichnung *Kram* ging deshalb auf den Stand über, weil das schützende Tuch als wesentlicher Bestandteil angesehen wurde. Man sagte: einen *Kram* aufschlagen. Denjenigen, der mit einem *Kram* herumzog, nannte man *Krämer*. Wie viele andere Berufsbezeichnungen, ist auch dieses Wort zum Geschlechtsnamen geworden. Man trifft es in den verschiedensten Schreibweisen: *Krämer*, *Kromer*, *Kremer*, *Cramer*, latinisiert *Cremerius*. Der erste bekannte Vertreter hieß Chunrad *Chramar* (1175).

Später nannte man auch einen Laden, der kein schützendes Tuch besaß, sondern in einem Hause eingerichtet war, einen *Kram*. Schließlich übertrug man das Wort auf die Ware, die der *Krämer* feilbot. Diese Ware besaß weniger Wert als diejenige des Kaufmanns; deshalb bekam das Wort mit der Zeit einen gering-schätzigen Sinn, den wir heraushören in der Wendung: «Pack dyn Chraam zämme!» *Kramen* hat verschiedene Bedeutungen: Ware verkaufen, Ware kaufen und überhaupt mit Ware umgehen. Was man kaufte, wurde *Chram* genannt. Wenn man den Jahrmarkt besuchte, brachte man den Hausgenossen ein kleines Geschenk, einen *Chram*, nach Hause. Da es sich meist um ein süßes Gebäck handelte, konnte *Chrööli*, kleiner *Chram*, im Schweizerdeutschen zur Bezeichnung von Konfekt und ähnlichen Süßigkeiten werden.

Das *Chrööli*, das man vom Badeaufenthalt nach Hause brachte, war das *Bademerchräbeli*. Wieviel heimlicher tönt uns die altärmliche Frage: «Was häsch kraamet?», im Ohr als das verständerte: «Was häsch kauft?»

Johann Honegger

Die Gastfreundschaft in Griechenland ist außerordentlich. Ich wurde überall freundlich empfangen, und obschon die Leute Hunger litten, wurde ich immer zum Essen eingeladen. Hätte ich nun meinen Gastgebern die mitgebrachten Lebensmittel einfach geschenkt, so hätte sie das tödlich verletzt. Ich packte deshalb diese Eßwaren immer unter dem Vorwand aus, sie würden verderben, wenn sie nicht sofort gegessen würden.

Das Geben ist überhaupt eine Kunst, die gelernt sein will. Man muß achtgeben, die Empfänger in keiner Weise zu demütigen. Die Hilfsaktionen haben in dieser Beziehung manchmal grobe Fehler gemacht.

Ich sagte deshalb bei der Abgabe unserer Waren immer, es seien Geschenke der Schweizer Kinder an die griechischen Kinder, die Schweizer Kinder dächten oft an die Griechenkinder und ließen sie herzlich grüßen.

Auf diese Art wurde der Bevölkerung die Annahme der Geschenke erleichtert, aber trotzdem bekam ich selten ein Dankeswort zu hören, nicht weil die Sache nicht ungeheuer Freude machte, sondern ganz einfach weil es den Griechen der Stolz verbietet, sich für ein Geschenk zu bedanken. Die Verteilung ging nach einem ganz einfachen Grundsatz vor sich. Wir berücksichtigten in erster Linie die Waisen. Ich ließ den Chauffeur immer vor der Schule anhalten, dann suchte ich den Lehrer auf und meldete ihm, daß die Schweiz den griechischen Kindern Schuhe und Stoffe bringe. Dann ließ ich die Kinder antreten, und zwar immer zuerst die Mädchen. Das war natürlich sachlich nicht gerechtfertigt, sondern damit verfolgte ich eine kleine pädagogische Absicht, obschon ich sonst durchaus nicht der Ansicht bin, es sei unsere Aufgabe, andere Völker zu erziehen. In diesem Fall aber reizte es mich, zugunsten der Besserstellung der Frauen eine kleine Demonstration zu unternehmen, denn in Griechenland haben zwar die Frauen das Stimmrecht, gelten aber trotzdem sehr wenig. Der Mann ist der unumschränkte Herr und Gebieter, alles muß nach seiner Pfeife tanzen, und wenn man einen griechischen Bauern fragt, wie viele Kinder er habe, so erwähnt er nur die Buben, die Mädchen zählen nicht. Immerhin haben die griechischen Männer eine Tugend, die den Schweizern meistens abgeht, sie schämen sich nicht, selbst einzukaufen auf dem Markt und selbst zu kochen.

Dann fragte ich die Kinder durch meine

Dolmetscher nach dem Aufenthaltsort ihres Vaters. So wußte ich nach wenigen Minuten, welches wirklich die Waisen waren, und konnte diese zuerst berücksichtigen.

Wäre ich umgekehrt vorgegangen und hätte ich gefragt: «Wer von euch hat keinen Vater mehr?», so hätte das eine oder andere Kind gemerkt, was gespielt wird, und mir vielleicht eine falsche Antwort gegeben.

Nur ein einzigesmal wurde ich angelogen, und zwar ausgerechnet von einem Pfarrer. Ein griechisch-orthodoxer Pfarrer, der zufällig im Schulzimmer war, machte mich auf ein Kind aufmerksam und sagte, dieses Kind sei ebenfalls eine Waise und habe Schuhe dringend nötig. Als ich den Buben fragte, warum er denn vorher eine falsche Auskunft gegeben habe und wo denn sein Vater sei, da zeigte er auf den Pfarrer. Es wäre nun nahegelegen, einige Worte der Entrüstung über diesen Betrugsversuch zu äußern. Aber gerade so etwas darf man nicht tun. Ich tat deshalb, als ob es sich um einen Scherz gehandelt hätte, und dadurch konnte der Priester sein Gesicht wahren. — Ich muß hier einschalten, daß die griechisch-orthodoxe Kirche das Zölibat nicht kennt, daß also die Priester verheiratet sind.

Der Grund, warum die Leute so außerordentlich ehrlich waren, lag zum Teil wohl auch an dem geradezu mystischen Ruf, den die Schweiz in Griechenland genießt. Alle wissen, daß die Schweiz ein kleines Land ist und daß dort vier Sprachgruppen friedlich zusammenleben. Alle kennen außerdem Pestalozzi, und alle haben von den Bernhardinerhunden auf dem Großen St. Bernhard gehört, die verirrte Wanderer retten. Infolgedessen glaubt man ganz allgemein, in der Schweiz gäbe es nur gute Menschen und es existierten dort überhaupt keine Gefängnisse. Die Griechen setzten nun ihre Ehre darein, die Abgesandten dieses Ideallandes nicht zu enttäuschen.

Die Geburt Während meiner Verteilungsaktion sah ich, wie langsam und in welch ungenügendem Maße die Lebensmittel der Marshall-Hilfe in diese abgelegenen, oft nur mit Mauleseln zu erreichen den Dörfer kamen, und ich sah außerdem, wie diese Hilfe ihren Zweck oft nicht erreichte. Pulverisierte Kondensmilch, Schachtelekäse, Tomatensaft und noch andere Lebensmittel

landeten alle auf dem schwarzen Markt, und zwar ganz einfach deshalb, weil die Bevölkerung diese Nahrungsmittel nicht kannte und deshalb nicht essen wollte. Die Ernährungsgewohnheiten eines Volkes ändern sich außerordentlich langsam. Es ist eine merkwürdige und viel zuwenig bekannte Tatsache, daß die Menschen lieber verhungern, als daß sie etwas essen, das ihnen nicht vertraut ist. Ähnliche Beobachtungen konnte man ja in unserem eigenen Lande machen. Pferdefleisch ist ein gutes und bekömmliches Nahrungsmittel, aber auch in der Zeit der schärfsten Fleischrationierung hätten es die meisten Schweizer abgelehnt, mit Wissen Pferdefleisch zu essen.

Die griechische Küche ist von der schweizerischen und der amerikanischen sehr verschieden. Es hat sich letztthin ein Schweizer Ehepaar, das eine Ferienreise nach Griechenland machte, darüber beklagt, wie schlecht das Essen dort sei. Das Essen ist aber gar nicht schlecht, es ist im Gegenteil ausgezeichnet, nur ist es anders. Es wird außerordentlich fett gekocht, die gefüllten Tomaten und gefüllten Peperoni schwimmen geradezu im Fett. Die Suppe wird mit Zitronensaft gesäuert und der Wein mit Harz gewürzt.

So wie nun die meisten Ausländer das griechische Essen schlecht finden, so finden die Griechen unsere Speisen ungenießbar. Mein Chauffeur z. B. aß, wie alle Griechen, regelmäßig Ziegenkäse. Als ich ihm einmal zur Abwechslung gelben Käse aus Kuhmilch mitgab, der teurer und nach meiner Ansicht besser war, rührte er ihn nicht an, obschon er bestimmt einen Riesenhunger hatte.

Das Problem bestand also darin, den Leuten Nahrungsmittel zu beschaffen, die sie kannten und liebten und die gleichzeitig gesund waren. So kam ich auf die Idee mit den Geißeln, die beste Idee, die ich wahrscheinlich in meinem Leben hatte. Wie wäre es, sagte ich mir, wenn wir diesen Bergbauernfamilien eine Anzahl Schweizer Ziegen abgeben könnten? Dann hätten die Kinder jeden Tag Milch, und

Unsere letzte Kunstbeilage

Es wurde unterlassen, deutlich darauf hinzuweisen, daß die in der Dezembernummer beigelegte Lithographie «Ziege» von dem Zürcher Maler August Frey stammt.

außerdem würden sich die Ziegen noch vermehren.

Mit den Ziegen waren die Leute vertraut. Vor dem Krieg, d.h. bevor der Viehbestand verhungert und weggeschleppt worden war, besaßen die meisten Familien Ziegen, allerdings nur Bergziegen, die fast keine Milch gaben, sondern wegen des Fleisches gehalten wurden. Diese Tiere wurden in Herden auf die Alpen getrieben, wo sie dadurch großen Schaden verursachten, daß sie die Rinde der Bäume abfraßen.

Fachleute werden nicht geboren

Als ich den maßgebenden Stellen in der Schweiz meine Idee entwickelte, erlitt sie vorerst das Schicksal der meisten Ideen: sie wurde unter den Tisch gewischt. Der Einwände waren Legion. Es hieß, wahrscheinlich würden die Tiere schon auf dem Transport verenden, und die unverendeten würden von den Empfängern selbstverständlich geschlachtet und als Braten gegessen werden. Und überhaupt, was verstand die Anregerin schon von Ziegen?

Ich muß zugeben, gar nichts. Daß mein Vater eine kleine Handschuhfabrik hatte und in seinem Betrieb auch Ziegenleder verarbeitete, genügte natürlich nicht, um mich zum Ziegenexperten zu machen. Ebensowenig gab mir der Umstand, daß ich als kleines Kind jeweilen mit einem Kindermädchen zu seinen Eltern, Bauersleuten im Thurgau, in die Ferien durfte, wo auch Ziegen gehalten wurden, eine genügende Legitimation.

Nun aber, Fachkenntnisse kann man sich aneignen. Also las ich alle Literatur über Ziegen, die erhältlich war. Ich machte mich durch Prospekte mit der Fütterung, der Pflege und Haltung der Tiere vertraut. Dann setzte ich mich mit dem Schweizerischen Ziegenzuchtverband in Verbindung, mit der landwirtschaftlichen Abteilung der ETH und mit dem Strickhof. Überall gab man mir bereitwillig Auskunft. Man sagte mir, die Idee sei ausgezeichnet, und die schweizerischen Ziegen würden sich zweifellos für das griechische Klima eignen. Übrigens seien solche Ziegen auch schon von einem Rabbiner nach Palästina eingeführt worden, wo das Klima ähnlich sei.

Schließlich gelang es mir, den Widerstand gegen das sogenannte Ziegenabenteuer zu überwinden, und man bewilligte mir 150 Stück, statt der 550, die ich angefordert hatte. Als

ich meine Enttäuschung dem Schweizer Konsul in Saloniki, der mir immer ein treuer Berater war, klagte, gab er mir aus seiner langen Erfahrung mit Behörden einen Rat, der sich sehr bewährte: «Man muß», sagte er, «bei solchen Gesuchen nie mit runden Zahlen operieren. Diese werden immer reduziert. Sie müssen eine ganz konkrete Anzahl verlangen, sagen wir zum Beispiel 352. Das erweckt den Eindruck, als ob Sie schon einen ganz genauen Verteilungsplan hätten.»

Wie gesagt, so getan, und tatsächlich wurden mir nach einiger Zeit 352 Ziegen bewilligt. Auf den Viehmärkten in Saanen, Frutigen und im Toggenburg wurden mit Hilfe des Schweizerischen Ziegenzuchtverbandes besonders schöne Tiere ausgelesen und in Buchs verladen.

352 Ziegen sind bedeutend schwieriger zu transportieren als 352 Kinder. Sieben Bahnwagen waren nötig, um die Tiere und die zehn Tonnen Heu zu verstauen. Der achte Bahnwagen war der Hotelwagen der drei Begleiter, eingeteilt in eine Küche, Wohnzimmer und einen Schlafsalon mit Strohbetten.

Die Fahrt ging über Kärnten, Serbien nach Griechenland. Die drei Begleiter, währschafte Schweizer Bauern, wovon einer schon über 70 Jahre alt war, machten ihre Sache ausgezeichnet. Sie hatten es sehr streng. Schon das Melken gab viel zu tun. Sie verschenkten die Milch überall an den Bahnhöfen oder tauschten sie gegen Wasser ein. Obschon sie weder Serbisch noch Griechisch verstanden, hatten sie sofort Kontakt mit den Leuten. Während der siebentägigen Reise starb kein einziges Tier.

Ich habe keinen Kindertransport je mit größerer Rührung entgegengenommen als die Ziegen, die am 6. November in Saloniki ankamen. Auch die Ziegen selbst schienen Freude zu haben; die weißen Saaner und die braunen Toggenburger streckten neugierig ihre Köpfe aus den Waggons heraus.

Auch Wohltätigkeit braucht Organisation

Und nun erfolgte die eigentliche Verteilung, die fünf Tage dauerte. Die Tiere wurden mit Camions in fünf Zentren befördert. Die zukünftigen Ziegenbesitzer kamen in diese Dörfer, um die Geißeln abzuholen.

Pro Dorf wurden fünf Tiere abgegeben, so daß also rund 65 Dörfer betreut werden konnten. Die Empfänger wurden von mir per-

söhnlich ausgewählt. Ich besaß von meiner früheren Aktion her die Listen der Kinder ohne Väter. Diese Familien suchte ich nun alle auf und wählte jene aus, die es nach meiner Ansicht am nötigsten hatten und wo ich glaubte, daß die Ziegen gut aufgehoben seien. Die Leute wußten aber nicht, warum ich meinen Besuch machte.

Erst als ich ganz sicher war, daß die Ziegen wirklich eintreffen würden, schrieb ich den betreffenden Dorfpräsidenten. Ich ersuchte sie, die zukünftigen Empfänger zu veranlassen, einen Stall bereitzuhalten. Dann, als ich den Ankunftstag der Ziegen kannte, fuhr ich in die fünf vorbestimmten Zentren und sprach anlässlich des Marktes persönlich mit den Gemeindepräsidenten der umliegenden Dörfer, die Geißen bekommen sollten. Diese veranlaßten dann die Ziegenempfänger, die Ziegen an einem bestimmten Tag abzuholen.

Die, welche weit weg wohnten, kamen zuerst an die Reihe. Manchmal erschien der Großvater, manchmal eine Frau, manchmal ein Kind. Hie und da nahm auch der Gemeindepräsident alle fünf Ziegen mit.

Vorher gab ich den Empfängern noch einige Instruktionen. Ich machte sie darauf aufmerksam, daß diese Ziegen, im Gegensatz zu den einheimischen, nicht geschoren werden dürften, sondern daß es sich um Milchziegen handle. Ich riet ihnen auch, auf dem Heimweg von Zeit zu Zeit eine Pause einzuschalten, damit die Anstrengung für die Tiere nicht zu groß sei.

Bei der Verteilung zeigte es sich, daß vier Ziegen zuwenig waren. Die Betreffenden waren natürlich gar nicht zufrieden. Ich schlug aber vor, man sollte diesen Familien die ersten Zicklein, die zur Welt kämen, geben, und damit waren alle einverstanden.

Ein schwieriges Problem war jenes der Böcke. Die schweizerischen Fachleute sagten mir, daß auf 352 Ziegen 6—8 Böcke nötig seien. Diese Proportion mochte recht sein für die Schweiz, paßte aber nicht für unsere Verhältnisse; denn es war natürlich unmöglich, den Leuten, in deren Dorf kein Bock war, zuzumuten, möglicherweise einen Tagesmarsch bis zum nächsten Bock zu machen. Infolgedessen forderte ich 19 Böcke an, also einen Bock für 15 Ziegen oder drei Dörfer. Ich gab den Bock in jenes der drei Dörfer, das am zentralsten gelegen war.

Wer bekam nun den Bock? Ich studierte die Organisation des Schweizerischen Ziegenzuchtverbandes und suchte diese unsren Verhältnissen anzupassen. Unsere Ziegenzuchtverbände sind Selbsthilfe-Organisationen aller Ziegenhalter. Die Genossenschaft kauft und füttert den Bock auf gemeinsame Kosten. Jedes Mitglied zahlt an den Bockhalter ein tägliches Kostgeld für das Futter und einen einmaligen Beitrag als Sprunggeld.

Solche Genossenschaften konnte ich in Griechenland nicht bilden. Ich erklärte aber, daß es sozusagen eine patriotische Tat sei, im Interesse der andern Familien einen Bock zu übernehmen. Und nun zeigte sich die Güte und Hilfsbereitschaft der griechischen Bevölkerung im schönsten Licht. Ich hatte keine Schwierigkeiten, die Böcke zu plazieren.

Freue Dich Die Ziegen vermehren sich ziemlich rasch — eine Geiß hat zwei Junge pro Jahr —, und ich bin überzeugt, aus den 352 Stück sind unterdessen ein paar tausend geworden. Was die Skeptiker befürchten, daß die lebendigen Milchspender für die Kinder sehr rasch in Ziegenbraten verwandelt würden, trat nicht ein. Ich erhielt nachher viele Briefe von begeisterten Ziegenhalterinnen. So schrieb mir eine Bäuerin folgendes:

Freue Dich!

*Mein viel geliebtes Fräulein Schweizerin,
von mir Deiner Freundin Euthimia.*

*Ich bin mit Hilfe Gottes gesund und hoffe,
daß Dir Gott Kraft gibt und Du wohlauf bist.
Höre liebes Fräulein, daß die Ziege, die Du
uns gabst, gesund ist, sie frißt alles, was wir
ihr geben. Ihr Platz ist warm und sauber.
Wir wissen von Tieren, sind wir doch Bauern
und verstehen sie zu behandeln. Hab keine
Angst für die Ziege. Ich melke sie morgens
und abends und gebe das Gute den Kindern...
Ich höre, daß Du eine Schachtel mit Medizin
für die Ziege gabst (DDT). Ich danke Dir
vielmals für alles Gute, und auch meine Kin-
der und meine Schwiegermutter danken Dir
warm für alles Gute was wir von Dir erhiel-
ten. Du hast gut für die geplagten griechi-
schen Waisenkinder gesorgt, welche ihren
Vater nicht kannten und welche unter Tränen
aufwuchsen — wurden doch so viele Junge
getötet...*